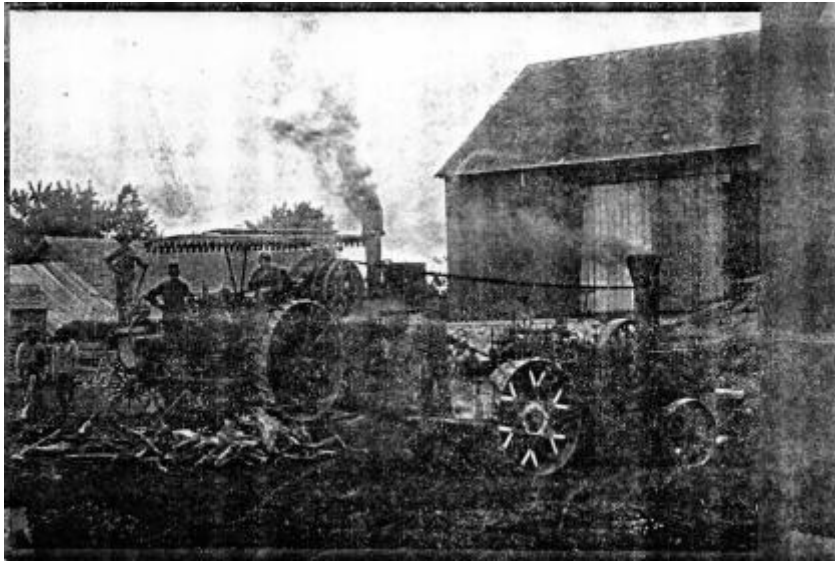


## KAPITEL I

### Matts Unfall

von  
Rosina Burkart Raymond

Alle Rechte liegen beim Autor  
. Copyright angemeldet. 1988



Matt, seine Brüder und einige der Crew  
New Franken, Wisconsin.

## Matts Unfall

„Papa kommt, Papa kommt!“, rief ich aufgeregt, als ich das Geräusch von Pferdehufen auf knirschendem Schnee und das Läuten der Pferdeglöckchen hörte. Ich rannte zur Scheunentür, gefolgt von meinem sechsjährigen Bruder, um unseren heimgekehrten Vater – Matt, wie er allgemein genannt wurde – willkommen zu heißen.

Als die Tür aufschwang, trat eine dunkelhaarige Gestalt mit braunem Schnurrbart in den Stall. Er führte ein Pferd am Zügel, und der Rest des Gespanns folgte ihm dicht auf den Fersen.

Selbst im schwachen Licht der Petroleumlampe konnten wir sofort erkennen, dass dies nicht unser Vater war, sondern Onkel Stephan, sein Bruder---

An jenem Januartag 1916 brach es in der Bauerngemeinde New Franken, Wisconsin, früh an. Um fünf Uhr waren meine älteren Brüder Conrad, Wendel und Ben, sechzehn, vierzehn und zwölf Jahre alt, zur Scheune gegangen. Clarence, nur zwei Jahre älter als ich, war mitgekommen, weil wir nicht gern allein im Haus blieben, besonders nicht nach Einbruch der Dunkelheit. Außerdem gab es niemanden, der auf uns aufpassen konnte, da unsere Mutter fast zwei Jahre zuvor in diese Anstalt eingewiesen worden war ...

Wir hatten den Jungen beim Melken zugesehen – das rhythmische Drücken und sanfte Ziehen an den Zitzen der Kuh, das die Milch in die Eimer strömen ließ, die sie zwischen den Knien hielten, während sie auf niedrigen Hockern rechts von den Kühen saßen. Wir hatten zugesehen, wie sie die Eimer in Kannen leerten, die am nächsten Morgen auf den Melkstand am Straßenrand gestellt und vom Milchfahrer abgeholt wurden. Wir hatten zugesehen, wie sie den Schaum, der sich am Boden der Eimer gebildet hatte, in die alte Achatpfanne der Katze schütteten.

Die Schnurrhaare der Katzen Hans und Gertie waren voller Schaum und wir hatten Spaß daran, ihnen dabei zuzusehen, wie sie ihn mit ihren Vorderpfoten abwischten.

Die Jungen waren mit dem Melken fertig. Sie fütterten die Kühe mit Heu und halben Eimern Silage (dem fermentierten Mais, der in dem Zementsilo gelagert wurde, das Mat 1911 gebaut hatte) und füllten die Wassertröge.

Sie hatten die Schweine „gefüttert“ – schwarze und weiße Polenchinas und die roten, die Matt besonders gern als Hobby züchtete.

Nachdem sie den Mist von den Kühen weggeschaufelt und sauberes Stroh als Einstreu unter die Kühe und den roten Dan (das einzige Pferd, das noch im Stall war) gelegt hatten, waren ihre Aufgaben erledigt.

Jetzt blieb ihnen nichts anderes übrig, als zu warten – und sich Sorgen zu machen. Sie saßen auf den Melkstühlen im Kuhstall, um die wohlige Wärme der Tierkörper zu spüren, und unterhielten sich in unserem bayerischen Dialekt, den wir zu Hause pflegten. „Wo ist er denn?“, fragte Wendel Conrad, und seine dunkelbraunen Augen spiegelten die Sorge in seiner Stimme wider.

„Oh, ich weiß nicht“, antwortete Conrad, gleichermaßen verwirrt und besorgt. „Er sollte jetzt zu Hause sein, es ist schon acht Uhr und draußen zu dunkel zum Arbeiten.“

„Warum kommt er nicht zurück?“, fragte auch Ben, der Jüngste der drei, warum unser Vater noch nicht zu Hause war. Und was ihn wohl aufhielt?

Matt war an diesem Morgen mit Gespann und Schlitten zur Joe Schneider Farm gefahren, etwa drei Kilometer westlich von unserem Haus am Highway 54. Er war der Lokführer der Dampfmaschine, die ihm und seinen Brüdern Valtin und Stephan gemeinsam gehörte. Im Sommer und Herbst trieb sie ihre kleine Dreschmaschine an, im Winter die Kreissäge, die Baumstämme in Brennholzstücke schnitt.

Im Winter gab es außer den Hausarbeiten nicht viel Arbeit auf dem Bauernhof und das erledigten ihre Söhne. Als Stephan also einige Tage zuvor zu seinem Bruder sagte: „Madus, (deutscher Vorname für Matthias) Joe Schneider hat ziemlich viele seiner Bäume gefällt und möchte, dass wir die Maschine bringen und sie für ihn fällen“, hatte Matt zugestimmt. Da die Arbeit etwa zwei Tage dauern würde, hatten sie ihre Geräte am Vortag auf dem Bauernhof der Schneiders gelassen und sollten lange vor dem Abend fertig sein.

„Was ist los? Wo ist unser Vater?“, fragten wir fast gleichzeitig, als Onkel Stephan begann, Schimmel, das Leitpferd, auszuspannen. Er sah die älteren Jungen an, dann Clarence und mich. Leise, sanft, zögernd stupste er uns an und sagte: „Kinder, geht rüber zum Strohhaufen, ich möchte mit euren Brüdern sprechen.“

Wir protestierten, fügten uns aber, während er leise mit unseren älteren Brüdern sprach. Erst viel später erfuhren wir, was wirklich mit unserem Vater passiert war. Uns wurde erst in jener kalten Januarnacht gesagt, dass er einen Unfall gesehen hatte. Er war verletzt. Er lag in einem Krankenhaus in Green Bay. Zehn Meilen entfernt. Das andere Ende der Welt für einen kleinen Vierjährigen, dessen einziger noch lebender Elternteil an diesem Morgen das Haus verlassen hatte, stark, robust und gesund, und zwölf lange Wochen lang nicht zurückgekehrt war ...

Die älteren Brüder, verzweifelt, unsicher und bereit, jedem Befehl Folge zu leisten, gingen bereitwillig mit, als Onkel Stephan sagte: „Bringt die Kinder zu Tante Hannah.“ Sie packten Clarence und mich gut ein, um uns vor dem scharfen Januarwind zu schützen, und setzten uns auf einen Schlitten mit zwei Kufen, den Wendel und Ben die Viertelmeile die Straße hinauf zum Haus von Hannah, der Schwester unseres Vaters, zogen. Conrad blieb mit Onkel Stephan im Haus, der bleiben würde, bis die beiden zurückkamen.

Als wir bei Tante Hannah ankamen, wurde mir plötzlich klar, dass ich hier war, um zu bleiben, nicht um zu spielen, wie ich es früher oft getan hatte. Ich strampelte, weinte und schrie: „Ich will nach Hause!“ Ich ließ mich nicht trösten, und als meine Tante mir eine Orange gab (meine liebste Frucht und eine Seltenheit bei uns zu Hause), warf ich sie sofort durchs Zimmer. Ben nahm mich auf den Schoß, und ich machte ihn und den Boden nass. Angewidert machten er und Wendel sich auf den Heimweg.

Als sie durch die Tür kamen, stand Onkel Stephan von seinem Platz neben dem Steinkohleofen auf, griff nach dem schweren Mantel, den er über die Stuhllehne geworfen hatte, und sagte mit einem mitfühlenden Nicken zu jedem: „Ich gehe jetzt.“

Er ging die anderthalb Meilen zu seinem Haus gegen den starken Nordwestwind und schaute in den folgenden Wochen regelmäßig nach seinen Neffen.

Die drei Brüder blieben allein auf der Farm und kümmerten sich so gut sie konnten um sie und das Haus, bis unser Vater zwölf Wochen später zurückkam, während Clarence und ich bei der Familie Heim blieben.

In dieser großen Familie mit zehn Cousins und Cousinen kümmerten sich mehrere um uns oder spielten mit uns. Besonders Angeline, zwei Monate jünger als ich, wurde zu meiner Freundin. Trotzdem fiel mir die Umstellung schwer, und ich weinte viele Nächte lang still in mein Kissen.

Eines Tages, als ich meinen Vater besonders vermisste, fragte Tante Hannah, ob ich ihm einen Brief schreiben wolle. „Ja, ja !“, antwortete ich begeistert. „Bitte gib mir ein Blatt.“ Ich füllte das Papier mit unregelmäßigen Linien und Kritzeleien, drückte meine kindlichen Gedanken und Sehnsüchte aus und bedeckte es mit Punkten. Als Tante Hannah mit einem fragenden Lächeln auf ihrem runden, sanften Gesicht fragte, wozu all die Punkte da seien, sagte ich: „Ich musste die I- Punkte setzen, nicht wahr?“

Schließlich, Anfang April, als der Frühling anbrach, hörte ich Tante Hannah zu ihrem Mann Jake sagen: „Madus kommt bald nach Hause.“ Bevor mein Onkel auf diese Neuigkeit reagieren konnte, fragte ich aufgeregt, ohne nachzudenken oder mir Sorgen zu machen, dass ich für das Zuhören von Erwachsenengesprächen gescholten werden könnte: „Wann, wann kommt er nach Hause?“

„In ein paar Tagen“, lächelte sie freundlich. „Okay, ok, es ist höchste Zeit“, antwortete mein Onkel, ohne auf meine Unterbrechung zu achten. „Ja, und es gäbe viel zu tun“, fuhr Tante Hannah fort und erzählte uns, dass sie und die älteren Mädchen in den paar Tagen, bevor ihr Bruder nach Hause käme, zu unserem Haus kommen und alles schön sauber machen würden.

„Und was noch?“, wollte ich wissen und sprang vor Vorfreude auf und ab. „Also ...“, fuhr er fort, wobei er wahrscheinlich eher laut dachte als direkt zu uns sprach. Sie würden den Weymouth-Kiefernboden mit Laugenwasser schrubben, den Küchenherd putzen und polieren und die Wandvertäfelung abwaschen, weil sie ziemlich fettig und schmutzig werden konnte, besonders wenn die Jungen so lange allein dort waren ...

Mir wurde ganz warm ums Herz, als ich ihren Plan hörte, und ich strahlte: „Und was noch?“ Sie lächelte nachsichtig, während sie weiter plante. Wenn es die Zeit erlaubte, würden sie die Vitrine ausräumen, in der die restlichen Hochzeitsgeschenke ihres Bruders Matt und Lizzie lagen, wie die hübschen grünen Beerenteller und die bemalten Wasserkrüge. Und ja, sie würden Brot auf dem Herd backen, und das Haus würde herrlich duften.

Endlich war es soweit. Onkel Stephan war mit seiner Pferdekutsche nach Green Bay gefahren, um seine Schwester Lena in der Harvey Street zu besuchen (wo Matt sich vier Wochen lang erholt hatte), nachdem er acht Wochen im St. Vincent Hospital verbracht hatte, um ihn nach Hause zu holen.

Vorsichtig und behutsam ging er durch den Holzschuppen, schob eine Krücke vor die andere und hievte sich die Stufe hinauf, die zur Küche führte. Über den Sims und hinein in die saubere, glänzende Küche mit den frisch gewaschenen Flickenteppichen auf dem Weymouth-Kiefernboden. In der Nase lag der Duft von frisch gebackenem Brot. Er war zu Hause!

Er stemmte sich vorsichtig auf seine Krücken, ging langsam über die bunten Flickenteppiche und setzte sich auf einen Küchenstuhl mit gerader Lehne. Er war immer noch groß, aber sein kräftiger Körperbau wirkte schlanker als vor drei Monaten; sein Gesicht war so weiß hinter dem sandroten Schnurrbart. Und sein hellbraunes Haar schien dunkler, als ich es in Erinnerung hatte. Und ja ... die grubchenartige Vertiefung in seiner linken Wange war immer noch da – die, mit der ich so gerne das Spiel spielte, meinen Finger in das „Loch“ zu stecken und schnell wieder herauszuziehen, bevor er es schnappen konnte. Und wie wir kicherten, wenn er daneben traf – was ungefähr die Hälfte der Fälle war. Trotzdem, als er die Arme ausstreckte und sagte: „Komm her, Mädchen“, fühlte ich mich schüchtern und seltsam. Zwölf Wochen sind wirklich eine lange Zeit im Leben eines Vierjährigen ...

Mit etwas mehr Ermutigung ging ich schließlich zu ihm und kletterte auf seinen Schoß. Er hielt mich fest und wir unterhielten uns leise in unserem bayerischen Dialekt. Es war, als wäre er nie weg gewesen. Er war zu Hause, und ich war zu Hause. Nichts anderes war wichtig.

Im Laufe der Monate und Jahre entfaltete sich allmählich die Geschichte dessen, was an jenem schicksalhaften, kalten Januartag 1916 geschehen war, und ich erfuhr, was wirklich passiert war. Matt hatte sich um die Maschine gekümmert und seinen Brüdern Valtin und Stephan geholfen, Holz in die Säge im Schneider-Haus einzulegen. Da es ein typisch kalter Wintertag in Wisconsin war, stärkten sie ihre Stimmung und wärmten sich mit gelegentlichen Schlucken Whiskey. Gegen ein Uhr hatten sie die Flasche geleert. Der Holzstapel wurde höher und der Holzstapel niedriger.

Die Sonne schien hell auf den schneebedeckten Boden. Die frische Luft ließ ihre Nasen über ihre Schnurrbärte streifen, die sie mit dem Handrücken abwischten und gelegentlich in den Schnee bliesen. Alles war „in bester Ordnung“ (um einen ihrer üblichen Ausdrücke zu verwenden), während sie arbeiteten, miteinander scherzten und die Kameradschaft genossen .

Die Burkart-Brüder galten als liebenswürdige Leute. Ein bisschen Bier, ein bisschen Whiskey, ein paar Witze, und die Arbeit war ein Vergnügen ... Die große Dampfmaschine stotterte. Matt ging zum Kopf, um den Gashebel zu verstellen. Als er sich nach oben und darüber streckte, kam er dem breiten Band, das sich immer weiter drehte und die Kreissäge drehte, die Holzstämme in Brennholz schnitt, etwas zu nahe.

Der Gürtel verfring sich im Ärmel seiner Jacke und riss ihn mit sich. Als er einmal herumschleuderte, schleuderte er ihn über sechs Meter weit, glücklicherweise weg von der Säge. Er lag regungslos da, war aber noch bei Bewusstsein. Seine Schreie, vermischt mit den schockierten Stimmen von Valtin und Stephan, ließen die Schneider-Frauen aus dem Haus rennen.

„Holt den Arzt, holt Dr. Hunerty !“, rief einer von ihnen. Als Matt Stimmen hörte und Schmerzensschreie hörte, kamen seine Schwester Anna und ihr Mann Peter, der ein paar

hundert Meter weiter die Straße hinunter wohnte, angerannt. Beim Anblick des verstümmelten Körpers ihres Bruders wurde Anna kreidebleich, doch sie riss sich zusammen und versuchte, ihn zu trösten. Inzwischen rannte Onkel Pete zurück zu seinem Hof, spannte schnell seine Pferde an (es gab kein Telefon) und rannte, so schnell er konnte, die anderthalb Meilen ins Dorf, um den Arzt zu holen.

Matt krümmte sich unterdessen vor Schmerzen. Sein linkes Bein war vom Knie bis zum Knöchel zertrümmert, mit dreizehn komplizierten Brüchen, die das Fleisch durchbohrten und das Blut zu einem leuchtend roten Fleck auf dem weißen Schnee sammelten. Eine der Schneiderinnen erkannte die Notwendigkeit sofortigen Handelns, während sie auf den Arzt warteten, und sagte: „Holt eine Schlafzimmertür aus dem Haus, legt ihn dort hinein und tragt ihn hinein.“ Die Brüder, die hilflos und geschockt danebengestanden hatten, gehorchten bereitwillig. „Bindet mein Bein an das gesunde“, flehte Matt, als er spürte, wie seine Kräfte schwanden. „Es fällt auseinander ...“ Die Schneiderin holte eilig ein sauberes Laken, riss es in Streifen und tat behutsam, was er verlangt hatte.

Etwa eine Stunde später kam Onkel Pete mit Dr. Huberty zurück, der nach einer oberflächlichen Untersuchung sagte: „Madus scheint mehrere offene Brüche in diesem Bein zu haben, außerdem einen gebrochenen Arm und einige angebrochene oder gebrochene Rippen ... Gott weiß, was noch. Bringen Sie ihn lieber zum Zug und ins St. Vincents Krankenhaus.“

„Aber der Zug kommt erst um halb fünf in New Franken an“, protestierte Valtin, „und dann dauert es noch mindestens eine halbe Stunde, bis er im Depot in Green Bay ankommt. Dann müssten wir ihn ja noch irgendwie ins Krankenhaus bringen.“ „Valtin hat Recht“, sagte Onkel Stephan, „könnten wir ihn nicht einfach auf Petes Schlitten laden und ins Krankenhaus fahren? Die 15 Kilometer schaffen wir in etwa zwei Stunden.“ „Nein, nein, ich fürchte nicht, ihm würde zu kalt werden und er könnte an einem Schock sterben. Du musst doch wissen, dass er schon jetzt nicht in bester Verfassung ist.“

„Er hat es hier im Haus schön warm, und ich gebe ihm etwas gegen die Schmerzen. Dann bringst du ihn kurz vor Abfahrtszeit mit dem Schlitten zum Bahnhof. Ich halte dort an und sage ihnen, sie sollen telegrafieren, dass sie dich erwarten.“ Dann gab er Matt eine Morphiumspritze und fuhr los.

Der Green Bay and Western kam an diesem Tag zu spät, und Matt lag noch zwei Stunden auf der improvisierten Trage, mit einem Kissen, das der Arzt unter sein Bein gelegt hatte, um die Knochenbrüche zu stützen. Die Männer hatten die Trage vorsichtig auf den Schlitten geladen, als die Abfahrtszeit näher rückte. Onkel Pete fuhr sein Gespann, und Onkel Valtin, der zuvor gesagt hatte: „Ich fahre mit Madus ins Krankenhaus“, fuhr mit. Onkel Stephan war zurückgeblieben, um unsere Pferde nach Hause zu bringen und uns die schlechte Nachricht zu überbringen ... In weniger als einer halben Stunde verkündete der Willkommenspfiff des Green Bay and Western seine Ankunft am Bahnhof – und Hilfe.

„Madus“, sagte Valtin beruhigend, „wir sind fast da. Der Schaffner hat gesagt, er hilft dir beim Aussteigen und bringt dich in den Warteraum. Dann bringen wir dich mit dem Mietschlitten vom Laden ganz in der Nähe.“ Matt nickte und versuchte ein leichtes Lächeln, um zu zeigen, dass er beruhigt war.

Die Pferde stapften so schnell sie konnten durch die mit Schnee und Mist bedeckten Straßen von Green Bay zum St. Vincent Hospital. Sie stapften dahin, mit dem Kutscher und Onkel Valtin vorn und ihrem in Pferdedecken gehüllten Patienten hinten.

Im Krankenhaus wurden bei Matt dreizehn komplizierte Frakturen des linken Beins, ein gebrochener linker Arm und mehrere gebrochene Rippen diagnostiziert. Zwar gelang es den Ärzten, die Rippen und den Arm wieder einzurenken (letzterer musste jedoch im Krankenhaus erneut gebrochen und eingenenkt werden), doch das zerschmetterte Bein heilte nie richtig.

Es war leicht gebogen und zwei Zentimeter kürzer als das andere, was ihm ein typisches Hinken bescherte. Außerdem blieb es offen und nässte, wobei sich schwarz-violette Verfärbungen bildeten, was ihm achtzehn Jahre lang – bis zu seinem Tod im Jahr 1934 – schmerzhaftes Erinnerungen an den Unfall bescherte.